

GIORGIO FALETTI
Der Frauenhändler



GOLDMANN
Lesen erleben

Buch

Mailand, Ende der 70er Jahre: Trotz schwieriger Zeiten floriert das Nachtleben in Italiens heimlicher Hauptstadt. Ideale Voraussetzungen für Bravo. Denn Bravo ist Zuhälter und hat illustre Kunden, denen er gegen die entsprechende Bezahlung Qualität und Diskretion bietet. Er selbst ist in sexuellen Dingen jenseits von Gut und Böse, seit ihm ein rachsüchtiger Konkurrent den Penis abgeschnitten und so sein überaus aktives Liebesleben beendet hat. Doch er hat sich arrangiert mit seinem Schicksal, und die Geschäfte laufen blendend – selbst hochrangige Politiker nehmen Bravos Dienste nur allzu gerne in Anspruch. Als sich dann auch noch die schöne Carla bereit erklärt, für ihn zu arbeiten, scheint Bravos Glück komplett. Denn er ist fasziniert von der jungen Frau und zum ersten Mal seit langem wieder dabei, sich zu verlieben. Doch Bravos Glück hält nicht an: Als auf einer von ihm organisierten Party etwas schrecklich schiefläuft, wird er zum Opfer einer minutiös geplanten Intrige und in kürzester Zeit vom respektierten Geschäftsmann zum von der Polizei gejagten Mordverdächtigen. Schlimmer noch: Jeder einzelne seiner wenigen Vertrauten und Freunde scheint tief verstrickt in das Komplott, selbst Carla. Bald weiß Bravo nicht mehr, wem er noch vertrauen kann in seinem verzweifelten Kampf um Gerechtigkeit – und ums nackte Überleben ...

Autor

Giorgio Faletti, geboren 1950 im italienischen Asti, ist ein wahres Multitalent. Zunächst machte sich der gelernte Jurist als Moderator und Komiker in legendären italienischen Fernsehshows einen Namen (»Drive in«, »Emilio«), danach wandte er sich der Musik zu, schrieb Lieder für berühmte Sänger und gewann 1994 beim Festival von San Remo selbst den zweiten Platz. 2002 erschien sein Debütroman »Ich töte«, mit dem er monatelang Italiens Bestsellerlisten besetzte und so viele Bücher verkaufte wie kein italienischer Romancier vor ihm. Der Autor lebt mit seiner Frau auf Elba.

Von Giorgio Faletti sind im Goldmann Verlag außerdem lieferbar:

Ich töte. Roman (45758)
Ich bin Gott. Thriller (47280)

Giorgio Faletti

Der
Frauenhändler

Roman

Aus dem Italienischen
von Claudia Franz

GOLDMANN

Die italienische Originalausgabe erschien 2010
unter dem Titel »Appunti di un venditore di donne«
bei Baldini Castoldi Dalai editore S.p.A., Mailand.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier *München Super* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage
Taschenbuch-Ausgabe März 2012
Copyright © der Originalausgabe 2010
by Baldini Castoldi Dalai editore S.p.A., Mailand
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2012
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München
Umschlagmotiv: © plainpicture / Hanka Steidle
Lektorat: Julika Brandestini
Satz: DTP Service Apel, Hannover
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Th · Herstellung: Str.
Made in Germany
ISBN 978-3-442-47645-9

www.goldmann-verlag.de

*Für Marcella und Corrado,
die mich nie verlassen haben*

Einverstanden, essen wir ihn.

Adam und Eva

PROLOG

Ich heiße Bravo und habe keinen Schwanz.

So hätte ich mich vorstellen können. Ob man mit einem Spitznamen oder einem richtigen Namen herumläuft, hat nichts zu bedeuten. Jeder ist, wer er ist, unabhängig von den bürokratischen Etiketten, die er hinter sich herschleift wie Luftschlangen nach einem Faschingsball. Mein Leben wäre keinen Deut anders verlaufen, wenn ich beim Händeschütteln einen anderen Namen genannt hätte. Nicht mehr und nicht weniger wäre passiert. Kein Aufstieg, kein Abstieg, kein Kampf mit ruhiger oder aufgewühlter See, nichts, bei dem man sich hätte abmühen oder den vergangenen Mühen hätte nachweinen müssen. Keinen Namen zu haben war ein willkommener Schattenkegel, in dem ich mich verbergen konnte, ein kaum auszumachendes Gesicht, eine kaum wahrnehmbare Gestalt, das Nichts, der Niemand. Seit ich war, wer ich war, boten mir diese Umstände alles, was ich brauchte, ohne Ausnahme oder Alternative.

Was das anatomische Detail betrifft, lohnt es sich, ein wenig dabei zu verweilen.

Ich bin nicht so geboren worden.

Es hat keinen Arzt gegeben, der große Augen gemacht hätte, als ich komplett entblößt aus dem dafür vorgesehenen Spalt gerutscht war, und auch keinen ratlosen Blick hinüber zu einer Mutter, die soeben von der letzten und entscheidenden Wehe überwältigt worden war. Auch hatte es für mich als Kind keine besonderen Liebkosungen

gegeben, weil ich als Knabe mit einer außergewöhnlichen Behinderung geboren worden wäre und in den kommenden Jahren üblen Scherzen ausgesetzt sein würde. Und später auch keine tragischen Bekenntnisse eines Jugendlichen, der sich mit gesenktem Kopf sämtliche Einzelheiten seiner Schuhspitzen einzuprägen scheint.

Als ich auf die Welt gekommen war, hatte alles an seinem Platz gesessen. Sogar fast zu perfekt, würde ich sagen, im Lichte der späteren Ereignisse betrachtet. Bis zu einem gewissen Tag nämlich war dieses ›Alles an seinem Platz‹ ständiger Quell diverser Misslichkeiten für abenteuerlustige und leichtfertige Damen und Mädchen gewesen, die nichts anderes im Sinn hatten. Ihr Problem, hatte ich stets gedacht.

Bis das Problem einer dieser Frauen zu meinem eigenen wurde.

Das Wie und das Wann und das Warum werden niemals Untersuchungsgegenstand irgendwelcher Historiker sein. Es lief mir einfach nur im falschen Moment die falsche Person über den Weg. Ich bin ein geständiger Täter, falls das etwas zur Sache tut. Ein freiwilliges Geständnis ohne jedes Lamento. Die Ordnung der Dinge im Leben eines Menschen ist, wie sie ist, und damit basta. Manchmal gibt es keine Möglichkeiten oder Motive, sich anders zu verhalten. Oder falls es sie gibt, sind sie, wie in meinem Fall, schwer zu erkennen. Mittlerweile wäre selbst der schlichte Vorschlag einer Erklärung nichts als eine weitere Nadel in einer Voodoo-Puppe mit meinem Gesicht.

In einer jener Nächte, in denen die Zeit ihre Triumphe feiert, gab es jemanden, der mich mit einer scharfen Rasierklinge und einer gehörigen Portion Wut und Sadismus im Bauch in den gegenwärtigen Zustand versetzt hat. Dann ließ er mich am Boden liegen. Das Blut durchweichte mei-

ne Hose, und meine Stimme wurde immer mehr zu einem Hauch, je mehr sich das Blut in einen Schrei verwandelte. Ich wurde aus dem Theater gejagt und musste gezwungenermaßen von der Bühne in den Zuschauerraum wechseln. In die letzte Reihe, könnte man sagen. Und der Schmerz des Schnittes ist nichts gewesen im Vergleich mit dem Schmerz des Applauses.

Bis dahin hatte ich aus Bequemlichkeit von Liebe geredet und zu meiner persönlichen Befriedigung Sex gehabt. Plötzlich fand ich mich in einer Situation wieder, in der ich nicht mehr gezwungen war, Liebe zu versprechen, weil ich nicht mehr in der Lage war, die Gegenleistung in Empfang zu nehmen. Genau, den Sex.

Mit dem Körper eines Mannes konnte ich nichts anfangen, und dem Körper einer Frau hatte ich nichts mehr zu bieten.

Überraschenderweise ist damit Ruhe eingetreten. Keine Aufstiege mehr, keine Abstiege, nur noch flaches Land. Kein ruhiges und kein aufgewühltes Meer, nur noch der Hohn der Flaute, die keine Segel bläht und schüttelt. Da es keinen Grund zum Rennen mehr gab, hatte ich nun Zeit, mich umzuschauen und zu sehen, wie sich die Welt tatsächlich dreht.

Liebe und Sex.

Lügen und Illusionen.

Den einen Moment das eine, den anderen das andere. Und gleich wieder fort auf der Suche nach dem nächsten Hafen, der nächsten Adresse, die sich vorübergehend im Geiste festgesetzt haben. Der Nase nach, der Witterung nach, die Hände vor sich ausgestreckt. Blind, taub, stumm, einzig mit Hilfe von Tast- und Geruchssinn, dieser letzten Bastion des Instinkts.

Als Sehkraft, Gehör und Sprache wiederhergestellt waren, habe ich nachgedacht und verstanden.

Bald darauf habe ich mich abgefunden.

Und im nächsten Moment habe ich schon gehandelt.

Seither wurde Blut vergossen, dieser Rohstoff, der in keinem Teil der Welt einen hohen Wert hat. Menschen sind gestorben, die vielleicht noch weniger wert waren. Ein paar der Verantwortlichen haben bezahlt, andere sind ungeschoren davongekommen. Wie alle Geschichten, die mit dem Tod enden, hatte auch diese einen unbedeutenden Anfang.

Alles begann, als ich begriff, dass es Frauen gibt, die bereitwillig ihren Körper hergeben, um an Geld heranzukommen, und dass es Männer gibt, die bereitwillig ihr Geld hergeben, um an diese Körper heranzukommen.

Es braucht Gier oder Groll oder Zynismus, um an diesem Austausch teilzuhaben.

Ich besaß sie alle drei.

APRIL 1978

KAPITEL I

Als Daytona und ich ins Freie treten, dämmert es.

Zwei Schritte voneinander entfernt bleiben wir auf dem Bürgersteig stehen und atmen die frische Morgenluft ein, die selbst in einer Großstadt den Eindruck erweckt, rein zu sein. Tatsächlich hat Mailand einen schlechten Atem, so wie vermutlich wir selbst im Moment. Rein ist nur die Einbildung, aber auch davon lebt der Mensch.

Daytona breitet die Arme aus, gähnt und streckt sich.

Ich vermeine ein Knirschen aus der Rückengegend zu hören, aber vielleicht bilde ich mir das nur ein. Sein Gesicht trägt die Spuren einer Nacht, in der er Poker gespielt und Kokain geraucht hat. Er hat voll zugelangt, wie die Muskelzuckungen am Kiefer verraten. Die Haarsträhnen, die er mit viel Geschick und noch mehr Lack von beiden Seiten über seine Glatze gekämmt hat, sind ein wenig verrutscht und sitzen wie eine Fell-Baskenmütze seitlich an seinem Kopf. Die Haut ist bleich, und um die Augen herum liegt ein dunkler Schatten. Mit seinem Schnurrbart hat er etwas von diesen neurotischen Fieslingen aus den Zeichentrickfilmen, die immer unabsichtlich komisch wirken.

Jetzt hält er sich die Hand vors Gesicht, schiebt die Manschette mit den Schmutzrändern der durchwachten Nacht beiseite und schaut auf die Uhr.

»Gütiger Gott, es ist schon sechs.«

Daytona sagt das, als wäre es ein Problem. Als wäre es für ihn etwas Besonderes, um diese Uhrzeit noch wach

zu sein. Als gäbe es außer ihm und der Polizei irgendjemanden, dem er Rechenschaft über sein Leben ablegen müsste. Er lässt den Arm wieder sinken, und die Uhr verschwindet. Der Uhr verdankt er seinen Spitznamen. Seit vielen Jahren schon trägt er eine goldene Rolex Daytona Paul Newman.

Wenn er sie trägt.

Anhand dieses Details kann man ziemlich treffsicher seine guten Zeiten von den mageren unterscheiden. Es reicht, auf sein linkes Handgelenk zu achten. Fehlt die Uhr, liegt sie als Pfand beim Monte di Pietà. Und wenn sie dort liegt, heißt das, dass er sich nach Kräften bemüht, sie wieder auszulösen. Ohne allzu pingelig zu sein, was Mittel und Wege betrifft.

Jetzt ist die Uhr allerdings da, und er hat eine zügellose Nacht und eine glückliche Partie Poker hinter sich. Nach der Schließung hatten wir uns in den Salon des Ascot Club begeben, einen Raum neben der Bar. Er, Sergio Fanti, der Godie, Matteo Sana – genannt Sanantonio – und ich. Bonverde, der Besitzer, ist mit seiner Frau sofort nach dem letzten Besucher gegangen und hat es Giuliano, dem Direktor, überlassen, das Lokal abzusperren. Ohne sich darum zu kümmern, was nach seinem Weggang passieren würde. Der Geruch des Menschengetümmels hing noch im Raum, als wir uns niederließen, außerdem der Heugeruch der Feuchtigkeit, den ein seit Jahren nicht mehr gelüfteter Teppichboden verströmt. Sofort kamen Karten zum Vorschein, Zigaretten und etliche Meter Kokain.

Die Stunden, die Zigaretten und die Spiele vergingen, und als vom Kokain kein Stäubchen mehr übrig war, hatte es Daytona zum unangefochtenen Helden des Spiels gebracht. Der Coup bestand in einem Neuner-Vierling, der wie ein Pfeil auf den Tisch herabsauste, um ein Full House

und einen Flush auszustecken. Und Daytona den Pot des Abends zu bescheren.

Als könnte er meine Gedanken lesen, dreht er den Kopf zu mir.

»Was hatte ich für ein Schwein heute Abend. Das war aber auch nötig.«

Ich muss lächeln, obwohl ich mich zu beherrschen versuche und den Blick schnell dem noch zaghaften Morgenverkehr zuwende. Nur wenige Autos schieben sich träge die Via Monte Rosa entlang. Im Innern sitzen erschrockene Gespenster, die heimkehren, und Gespenster, die sich für schreckenerregend halten, auf dem Weg zu ihrer alltäglichen Verdammnis. Mir als Beobachter kommt es vor, als hätte Daytona der Glücksgöttin einen Namen und eine Adresse genannt, und zwar unter Zuhilfenahme von nicht ganz astreinen Tricks. Zumindest in meinen Augen. Geht mich aber nichts an. Ich spiele nicht, also gewinne und verliere ich auch nicht. Ich war schon immer der Zuschauer, der beobachtet und sich ansonsten um seine eigenen Angelegenheiten kümmert. Aus dieser Lebensregel ist mit der Zeit eine liebe Gewohnheit geworden. So lebt es sich besser, und in gewissen Kreisen überlebt man überhaupt nur so.

Ich schaue zu ihm hinüber.

»Verdammtes Schwein, in der Tat. Wie viel hast du gewonnen?«

Daytona mustert mich und sucht nach Spuren von Ironie in meinem Gesicht. Er wird nicht fündig oder möchte nicht fündig werden, steckt dann die Hand in die Tasche und belässt sie dort, als könnte er sein Geld durch bloße Berührung zählen. Ich meine, sie vor mir zu sehen, diese fetten, behaarten Finger, wie sie die Scheine mit einer Grobheit durchblättern, mit der man für gewöhnlich nur leicht verdientes Geld behandelt.

»Eins Komma acht Millionen, mehr oder weniger.«

»Schöner Coup.«

»Tja. Einen derart fetten Braten darf man sich nicht entgehen lassen.«

Zufrieden reibt er sich die Hände. Mir drängt sich der Gedanke auf, dass gewisse Menschenwesen große Mühe haben, aus ihren Fehlern zu lernen. Dieselbe Mühe, die in diesem Moment auch ich habe, um nicht schon wieder zu lächeln. Während einer Partie Poker mit Leuten, die ihm nicht das Wasser reichen konnten, hatte Daytona diesen Satz schon einmal gesagt und sich von einem Typen, der größer, kräftiger und schwerer bewaffnet war als er, einen Hieb mitten in die Fresse eingehandelt. Aus naheliegenden Gründen hatte er sich nicht wehren können. Eine ganze Weile war er mit einem blauen Auge herumgelaufen, das ihn wie einen deprimierten dicklichen Dalmatiner aussehen ließ. Wo immer er hinging, zog er wie einen Brautschleier Lachsalven hinter sich her.

Hinter uns tauchen die anderen auf.

Sie kommen die Treppe herunter, unter dem Schild, das abends zum Betreten des Ascot Club einlädt, des unbetrittenen Tempels des Mailänder Kabarettts. An den Wänden neben den ausgetretenen Stufen hängen die Plakate der Berühmtheiten, die zu Beginn ihrer Karriere in diesen Mauern im Scheinwerferlicht gestanden haben. Die Namen der Leute, die heutzutage ihr Glück versuchen, werden in einem beleuchteten Schaukasten neben dem Eingang verkündet.

Eine abgeschlossene Vergangenheit, eine ruhmreiche Zukunft und eine hoffnungsfrohe Gegenwart, vereint durch das alte Gesetz, dass in Mailand zu einer bestimmten Nachtzeit nur Polizisten, Künstler, Kriminelle und Nutten unterwegs sind.

Und immer schon war es schwer auseinanderzuhalten, wer wer ist.

Giuliano kommt als Letzter heraus. Er braucht eine Weile, um das Rollgitter zu schließen, das den Ascot Club endgültig versiegelt und ihn vor dem Eindringen des Tages schützt.

Die anderen gesellen sich zu uns.

Der Godie tritt auf Daytona zu, spreizt Zeigefinger und Mittelfinger und legt sie ihm an die Kehle.

»Zack! Erwischt. Du verdammter Kerfikarsch!«

Benehmen und Sprache des Godie haben mitunter etwas Folkloristisches. Er repräsentiert aufs Schönste den Ort, die Stunde und die Leute, mit denen er zusammen ist, und dieser Kreis von Leuten verständigt sich eben in einer Sprache, die man für gemeinschaftsfördernd, wenn nicht gar für originell hält. Man muss nur die Silben der Wörter vertauschen, und aus Dalmatiner wird Nertimadal, aus Poker Kerpo und aus Knete Tekne. Und aus Diego, seinem eigentlichen Namen, wird eben Godie.

Der Godie, um genau zu sein.

Einfach und vielleicht auch ein wenig kindisch. Aber jeder heftet sich nach seinem eigenen Gutdünken Etiketten an.

Daytona schiebt die Finger von seinem Hals weg.

»Was heißt hier Kerfikarsch. Ihr könnt einfach nicht spielen. Und du am allerwenigsten.«

Der Godie schubst ihn am Ellbogen.

»Halt die Klappe. Denk dran, dass nur ich und Steve McQueen in Las Vegas waren.«

Der Humor ist der alte und gelegentlich ein wenig abgehalftert. Manches ist inspiriert durch das, was die Künstler abends im Ascot darbieten, die sich wiederum durch manches aus diesen Reihen inspirieren lassen.

Nun gesellt sich Giuliano zu uns. Auch er hat nicht gespielt, sondern sich nur an dem Trubel drum herum beteiligt. Vermutlich hat er ein Trinkgeld eingesackt, weil er sein Lokal zur Verfügung gestellt hat. Wie alles andere geht mich aber auch das nichts an.

»Und was machen wir nun?«

Sergio Fanti, mittlere Statur, mager, glatzköpfig, prominente Nase, schaut auf die Uhr. Wir wissen alle, was er sagen wird.

»Mir bleibt gerade noch Zeit, nach Hause zu gehen, eine Dusche zu nehmen und ins Büro zu marschieren.«

Sergio ist der Einzige, der einer seriösen Arbeit nachgeht. Er hat mit Mode zu tun, wie schon sein zerknitterter, aber eleganter Anzug beweist. Niemand begreift, wie er seine Nächte voller Leidenschaft und Rock'n'Roll mit seiner geschäftlichen Tätigkeit vereinbart, aber irgendwie schafft er es. Der einzige Hinweis auf seine Eskapaden sind die beiden Büstenhalter von Augenringen, die er wie ein Markenetikett im Gesicht trägt.

Matteo Sana gähnt. Dann streicht er sich über den ungepflegten Bart, der wie sein Haar allmählich ein paar graue Strähnen aufweist.

»Ich trinke einen Cappuccino bei Gattullo.«

Auch ihm legt der Godie jetzt seine gespreizten Finger an die Kehle. Mit seinem ausgeprägten Mailänder Akzent, der schon fast wie eine Karikatur klingt, stimmt er dem Vorschlag zu.

»Ich ziehe mit. Und erhöhe. Cappuccino und Croissant.«

Giuliano schaut mich und Daytona an.

»Was ist mit euch?«

Daytona klopft sich mit dem Zeigefinger auf den Handrücken.

»Ich passe.«

Ich schüttele ebenfalls den Kopf.

»Idem. Das Gehöft wartet.«

Wir schauen den vieren hinterher. Sie gehen zum BMW 528 von Sergio Fanti, der am Ende doch eingelenkt hat. Der Godie fuchtelt und redet, wie er es immer tut, wenn er noch auf Drogen ist. Sie steigen ein, und während die Türen zuknallen, springt unhörbar der Motor an und bläst bläulichen Qualm aus dem Auspuffrohr. Der Wagen verlässt den Parkplatz und fährt in Richtung Piazza Buonarroti, zur Pasticceria Gattullo an der Porta Lodovica.

Ich sehe es vor mir, wie sie in ihrem desolaten Zustand die Konditorei betreten. Zum Zeitpunkt ihrer Ankunft wird sie sich bereits mit Leuten gefüllt haben, die Kaffee und Croissants bestellen, während die vier entgegen ihren Vorsätzen drei Whiskys und einen Campari verlangen und etliche Blicke auf sich ziehen werden. Dann gehen sie nach Hause. Um schlafen zu können, werfen sie eine Rohypnol ein, gegen die Wirkung des Kokains und gegen das Herzrasen, das von den Amphetaminen herrührt, mit denen der Stoff unter aller Garantie versetzt war. Die Nacht ist vorbei, und die nachtaktiven Tiere kehren in ihren Bau zurück.

Ich und Daytona stehen wieder allein auf dem Bürgersteig.

»Weißt du, wie man eine glückliche Nacht am besten ausklingen lässt?«

»Nein.«

Natürlich weiß ich das. Ich weiß es nur zu gut. Ich möchte es aber von ihm hören.

Daytona schaut mich an, die beiden Strähnen über seiner Glatze auf Hin- und Rückfahrt getrimmt, die Augen glänzend, sofern Augen nach einer schlaflosen Nacht noch glänzen können. Dann nickt er zu einer Stelle auf der anderen Straßenseite hinüber.

»Eine Reise in ferne Welten mit der geilen Semö da.«

Dieses Mal lächele ich, ohne es verstecken zu müssen.

Gegenüber vom Ascot Club befindet sich ein Bürohaus, das gänzlich von Costa Britain genutzt wird. Die vier Etagen nehmen einen Großteil des Blocks ein, von der Via Tempesta bis hin zum Piazzale Lotto. Beton, Metall, Glas. Und Lampen, die ständig angeschaltet bleiben und Zimmerdecken und verlassene Schreibtische beleuchten, um alle daran zu erinnern, dass man in dieser Stadt auch in Zeiten der Ruhe an die Arbeit denkt.

Soeben ist eine Gruppe von Personen aus der Glastür getreten. Es sind die Putzfrauen. Sie haben Papierkörbe geleert, Staub gesaugt und Bäder gereinigt, Zwangsarbeiter der Nacht, die bis jetzt geschuftet haben, damit die Zwangsarbeiter des Tages alles in schönster Ordnung vorfinden. Einige sind sofort aufgebrochen, um dem Ruf eines Bettes oder eines Frühstücks zu folgen. Die anderen stehen noch herum und reden und denken vielleicht wie wir, dass es die Luft dieser Morgenstunde wert ist, geatmet zu werden. Eine Frau ist zurückgeblieben, um sich eine Zigarette anzuzünden, und steht nun etwas abseits von den anderen. Sie ist groß und schlank. Die unförmigen Kleider können eine gewisse Anmut nicht verbergen. Ihr Haar ist lang und braun, das Gesicht klar, leuchtend.

Gleichzeitig sieht sie resigniert aus.

Ich nicke ebenfalls hinüber.

»Die da?«

»Ja. Was für ein Prachtweib.«

Ich betrachte Daytona, in dessen Hirn schon ein Film abläuft. Und das ist bestimmt kein Film, den man in den großen Kinozentren zu sehen bekäme.

»Was ist sie dir wert?«

»Hunderttausend, wenn sie es macht.«

Hunderttausend Lire sind ein hübsches Sümmchen in diesen schwierigen Zeiten. Die zudem immer schwieriger werden.

»Zweihunderttausend und sie macht es.«

Daytona reißt die Augen auf. An meinen Worten zweifelt er nicht, aber die Summe weckt doch Zweifel in ihm.

»Herr im Himmel, zweihunderttausend.«

»Hundertfünfzig für sie, fünfzig für mich.«

»Du bist ein Scheißkerl.«

Ich mustere ihn, wie man einen Emigranten mit Pappmascheekoffer mustern würde.

»Es ist sechs Uhr morgens, du bist allein, du bist hässlich, und sie ist ein schönes Mädchen.«

Er ist unschlüssig. Vielleicht weiß er nicht, ob ich Witze mache oder es ernst meine.

Ich versetze ihm den Gnadenstoß.

»Du hast soeben eine Million und achthunderttausend gewonnen. Dir bleiben eine Million und sechshunderttausend.«

»Okay. Schauen wir mal, was du auf die Reihe bringst.«

Ich lasse ihn stehen. Jetzt darf er einmal die Rolle des Zuschauers übernehmen. Ich überquere die Straße und nähere mich der Frau. Die Handtasche über die Schulter gehängt, steht sie da und raucht. Dabei beobachtet sie mich und macht sich ihre Gedanken. Von nahem ist sie noch hübscher. Tatsächlich ist sie sogar schön. Sie hat haselnussbraune, melancholische Augen, die vielleicht zu viel von der Peripherie gesehen haben und die von Dingen sprechen, die sie stets erträumt, aber nie gehabt hat.

Ich lächele sie an.

»Hallo. Hast du mal Feuer?«

Sie nimmt die Tasche von der Schulter, kramt darin herum und reicht mir ein Plastikfeuerzeug. Lange kann sie

noch nicht hier arbeiten. Ihre Hände tragen noch nicht die Spuren von Reinigungsmitteln und Hausarbeit, egal ob zu Hause oder anderswo. So wie sie mich anschaut, weiß sie, dass die Sache mit dem Feuer nur ein Vorwand war. Besonders originell war das natürlich auch nicht, wenn ich ehrlich bin.

Ich nehme meine Marlboroschachtel und stecke mir eine an. Durch den Qualm zeige ich auf das Gebäude hinter ihr.

»Arbeitest du hier?«

Sie macht eine unbestimmte Kopfbewegung.

»Putzfrau. Wenn du das Arbeit nennen willst, ja, dann arbeite ich hier.«

»Wie heißt du?«

»Carla.«

»Gut, Carla. Darf ich dich etwas Persönliches fragen?«

Ihr Schweigen bedeutet Zustimmung. Offenbar ist sie neugierig. Das heißt, dass sie nicht dumm ist.

»Was zahlen sie dir?«

Sie mustert mich und versucht zu begreifen, worauf ich hinauswill. Ihre Augen verraten keinerlei Angst, und das gefällt mir.

»Hundertachtzig.«

»Möchtest du hundertfünfzig in ein paar Stunden verdienen?«

Sie begreift sofort. Ich mache mich auf eine Ohrfeige gefasst, aber sie bleibt aus. Das ist interessant. Vielleicht ist ihr eine gewisse Art von Anträgen nicht fremd. Vielleicht ist sie in einer besonderen Notsituation. Vielleicht hat sie auch einfach in einem Geistesblitz einen Weg erkannt, wie sie Peripherie, Tiefkühlkost und Billigmode von Upim hinter sich lassen kann. Viele Hypothesen sind möglich, aber mich interessiert keine davon.

Bleibt nur eines zu klären, und das tut sie.

»Mit wem?«

Ich deute mit dem Kopf auf eine Stelle in meinem Rücken. Sie blickt zu Daytona auf der anderen Straßenseite hinüber. Dann schaut sie wieder mich an. Ihren Augen ist eine gewisse Enttäuschung anzumerken. Schließlich senkt sie den Blick und starrt auf den Asphalt, bevor sie antwortet.

»Robert Redford ist er nicht gerade.«

Ich setze eine unschuldige Miene auf, wie man es in Betracht des Offensichtlichen tut.

»Wenn er es wäre, wäre ich nicht hier, um mit dir zu reden.«

Sie schaut zu den anderen hinüber, die ein paar Schritte weiter auf sie zu warten scheinen. Seit Beginn unserer Unterhaltung haben sie uns beobachtet und sich ihre Gedanken gemacht. Gelegentliches Kichern, gelegentliche Blicke. Nicht auszuschließen, dass auch Neid dabei ist. Carla wendet sich wieder mir zu. In ihren haselnussbraunen Augen liegt eine gewisse Herausforderung.

Sie spricht leise, als wäre der Gedanke versehentlich ihren Lippen entschlüpft. Sie schlägt eine Alternative vor.

»Mit dir würde ich auch umsonst mitgehen ...«

Ich schüttele leicht den Kopf und beende jede Spekulation in diese Richtung.

»Das steht nicht zur Debatte.«

Das will sie so nicht stehen lassen.

»Gefalle ich dir nicht, oder stehst du nicht auf Frauen?«

»Nichts von beidem. Sagen wir mal, dass ich in dieser Angelegenheit lediglich ein Vermittler bin.«

Carla schweigt. Offenbar wägt sie das Für und das Wider ab. Ich glaube nicht, dass es sich um eine moralische Frage handelt, eher um eine der Angemessenheit. Vielleicht



Giorgio Faletti

Der Frauenhändler

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 448 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-47645-9

Goldmann

Erscheinungstermin: Februar 2012

Mailand – eine pulsierende, gefährliche Stadt, eine geheimnisvolle Schöne und ein schrecklicher Verrat

In der glamourösen Mailänder Gesellschaft der 1970er Jahre verdient Bravo sein Geld mit ganz besonderen Dienstleistungen: Gegen entsprechende Bezahlung bietet der Zuhälter illustren Kunden Qualität und Diskretion. Er selbst ist in sexuellen Dingen jenseits von Gut und Böse, seit ihn ein rachsüchtiger Konkurrent zum Eunuchen machte. Doch er hat sich gut eingerichtet in seinem Leben – bis eine geheimnisvolle Fremde und ein schrecklicher Verrat ihn von einem Tag auf den anderen zum Mordverdächtigen werden lassen ...